



Hans-Ulrich Jörges

# DER SCHREI DES HASEN

Lebensbeichte eines  
Kolumnisten

EDEL  
BOOKS

Hans-Ulrich Jörges

# Der Schrei des Hasen

Lebensbeichte  
eines Kolumnisten

EDEL  
BOOKS

Für Anne und Nora

Der Verlag bittet etwaige Inhaber des Copyrights an einzelnen Bildern darum, berechnete Forderungen zu melden.

Edel Books  
Ein Verlag der Edel Verlagsgruppe

Copyright © 2021 Edel Verlagsgruppe GmbH, Neumühlen 17,  
22763 Hamburg

[www.edelbooks.com](http://www.edelbooks.com)

Projektkoordination und Lektorat: Dr. Marten Brandt

Umschlagfotos: © Urban Zintel

Fotos im Innenteil: Uli Jörges privat

Layout und Satz: Datagrafix GSP GmbH, Berlin | [www.datagrafix.com](http://www.datagrafix.com)

Covergestaltung: Groothuis. Gesellschaft der Ideen und Passionen mbH | [www.groothuis.de](http://www.groothuis.de)

ePub-Konvertierung: Datagrafix GSP GmbH, Berlin | [www.datagrafix.com](http://www.datagrafix.com)

Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

eISBN 978-3-8419-0808-7

# Inhalt

## **Vorwort**

## **Schüsse auf freiem Feld**

### **Erstes Leben**

Entwurzelt

### **Zweites Leben**

Die Armut des Westens

### **Drittes Leben**

Einübung des Widerstands

### **Viertes Leben**

Rebellion und Versuchung

### **Fünftes Leben**

Macht und Ohnmacht

# Vorwort

»Ein Mann, der die Wahrheit spricht, braucht ein schnelles Pferd«, sagt Konfuzius. Ich fürchte mich nicht davor. Andere aber, von denen die Wahrheit durchaus verlangt werden darf, wagen es nicht, sie auszusprechen. Oder offenbaren sie nur lückenhaft. Weil ihnen das eine oder andere in ihrer Biografie peinlich ist. Weil sie sich gar dafür schämen. Oder weil sie fürchten, dass Geständnisse nicht ohne Konsequenzen blieben. Ich kenne etwa ein halbes Dutzend Menschen, die Ende der 60er-, Anfang der 70er-Jahre des vergangenen Jahrhunderts auf der linksradikalen Rasierklinge balancierten. So wie ich. Bekannte und sehr bekannte Menschen. Frauen und Männer, die bedeutende Positionen im Staat erlangt haben. Sie hätten Unangenehmeres zu erinnern als ich. Doch sie achten die Omerta, das Schweigegebot, das wir aus der Mafia kennen. Bis heute. Bis ins Grab vermutlich.

Meine Haltung ist grundsätzlich anders. Lebensgeschichte ist erlebte Geschichte. In meinem Fall Zeitgeschichte und Geschichte der Medien. In jedem Leben ist das Schicksal der Gesellschaft eingekapselt wie die Fliege im Bernstein. Man braucht den Stein nur ins Licht zu halten und hindurchzuschauen, dann erkennt man. Deshalb, nicht aus Eitelkeit, habe ich mein Leben aufgeschrieben. Das ist mir nicht leichtgefallen. Doch ich bin vor der Scham nicht ausgewichen, obgleich es manches gibt, wofür ich mich heute schäme. Und ich habe versucht, nichts auszulassen, was verdrängt oder schon fast vergessen war. Denn mein Leben, in dem ich fünf

verschiedene Leben entdecke, spiegelt die Qualen, die Irrtümer und die Wandlungen der deutschen Geschichte seit der Mitte des 20. Jahrhunderts.

Dieses Leben kann Hoffnung machen, finde ich. Denn es offenbart, erstens, wie durchlässig diese Gesellschaft ist, von unten nach oben. Selbst vor sechs oder sieben Jahrzehnten, als es noch Elemente einer Klassengesellschaft gab, war sozialer Aufstieg möglich, durch Bildung und durch Leistung. Zweitens: Diese Gesellschaft verzeiht viel. Selbst schwere Irrtümer. Sie beweist eine erstaunliche Integrationskraft. Deshalb möchte ich davon erzählen. Ein Pferd brauche ich nicht.



# Schüsse auf freiem Feld



Was, zum Teufel, tat ich hier? Nie zuvor und niemals danach habe ich mich so weit entfernt von meinen moralischen Standards, von meinem Überzeugungskern, von Herz und Verstand. Was hat mich so deformiert, in wenigen Jahren, dass ich, der Kriegsdienstverweigerer, nach hochnotpeinlicher Befragung des Gewissens in erster Instanz anerkannt von einem Prüfungsausschuss, nun hier stand, auf freiem Feld, mit einem Gewehr in der Hand? Neben mir zwei der drei Freunde aus der Frankfurter Wohngemeinschaft, zeittypische Linksradikele wie ich, auch sie bewaffnet. Die halbautomatischen Kleinkalibergewehre – jede Patrone wird als Einzelschuss abgefeuert, nur die erste aber vom Schützen in den Lauf gehoben, die folgenden automatisch aus dem Magazin nachgeladen –, jene durchaus tödlichen Waffen also haben wir zu dritt bei einem Händler in der Frankfurter Innenstadt gekauft. Nicht weit vom Hauptbahnhof entfernt. Das war Anfang der 70er umstandslos möglich, Volljährigkeit reichte. Ich war 20. Wir wurden nicht gefragt, wofür wir die Gewehre denn bräuchten. Aus freien Stücken tischten wir dem Waffenhändler das Märchen auf, wir wollten uns einem Schützenverein anschließen, um dort, auf dessen Schießanlage, gelegentlich das zu betreiben, was der Klub Sport nannte.

Schießsport aber bewegte uns, die wir uns gegenseitig Genossen nannten, keineswegs. Die Bewaffnung sollte uns vorbereiten auf revolutionäre Zeiten. Irgendwie. Diffus. Vorbereiten auf die linke Revolution in der Bundesrepublik, von der wir spätpubertär fantasierten bei Joints und Roll ‘n’ Roll und die, davon waren wir überzeugt, ohne Waffengewalt gegen die Büttel des Systems nun mal nicht zu haben war. Eine Revolution ist kein Deckchensticken, hatte Mao geschrieben in seiner kleinen, roten Bibel. Oder auch rüsten gegen einen faschistischen Putsch, den wir nach den unlängst durchgedrückten Notstandsgesetzen und nach

unseren eigenen Demonstrationserfahrungen mit der Polizei an den Brennpunkten Frankfurts in greifbarer Nähe wähten. Benno Ohnesorg war 1967 bei Protesten gegen den Berlin-Besuch des Schahs von Persien im Halbdunkel eines Hinterhofs von dem Polizisten Karl-Heinz Kurras, vier Jahrzehnte später als Stasispitzel enttarnt, per Kopfschuss getötet worden. Im folgenden Jahr wurde Rudi Dutschke, Ikone der Rebellen, auf dem Kurfürstendamm in Berlin von einem verhetzten Rechtsradikalen niedergeschossen und lebensgefährlich verletzt.

Die schießen wieder, die wollen uns umbringen! Der Satz wurde zum Mantra der Linksradiكالen. Die Schöpfer des linken Terrorismus, die Gründer der Roten Armee Fraktion (RAF), fügten hinzu: Also müssen wir uns bewaffnen. Auch ich nahm den verhängnisvollen Satz: »Die schießen wieder« auf, wog ihn ab und stimmte dem Befund zu. Selbst meine Mutter, deren Liebe die linksradikale Verdrehung des Sohnes nicht zu brechen vermochte, teilte die Sorge, instinktiv. Sie hatte noch aus der Zeit vor der Flucht und Übersiedlung der Familie aus der DDR ein Sperrkonto bei der Sparkasse meiner Thüringer Heimatstadt. Ein paar Tausend Mark, die sie nicht ausgeben, nur in streng limitierten Kleinstbeträgen abheben durfte, wenn sie zum Besuch ihrer Schwester zurück in den Osten kam. Sie hätte das Konto auflösen und das Geld der Schwester schenken können. Doch sie entschied sich anders, aus Sorge um den Sohn. »Falls du mal ins Exil in die DDR gehen musst, wirst du das Geld gut gebrauchen können«, eröffnete sie mir eines Tages. Ich hatte nur Spott dafür übrig. Niemals! Den Sozialismus der DDR verachtete ich. Unfrei, bürokratisch, degeneriert. Ich schwadronierte, wenn die Eltern nach meinen Vorstellungen fragten, und das war ziemlich oft, von einer Räterepublik, radikaldemokratisch, kulturevolutionär. Die Räte sollten laufend basisdemokratisch neu gewählt werden und damit die Veränderungen der Zeitstimmung widerspiegeln. Unreif, chaotisch, dieses Konzept, zugegeben. Aber ungemein spannend. »Fantasie an die Macht«, lautete die Parole des revolutionären Mai 1968 in Paris, die mir am besten gefiel.

Dem Terrorismus aber wollte ich mich nicht verschreiben. Untergrund kam nicht in Frage, jedenfalls nicht so, wie ihn die RAF vorexerzierte. Militärisch. Rigide. Zum Fürchten. Auch wenn ich zu Hause, wie die anderen auch, das Schießisen in den Händen hin und her wendete, an die Schulter legte, imaginäre Ziele ins Auge nahm und mit leerem Magazin

abdrückte. Wir putzen die Dinger wie andere ihre Motorräder. In einer pervers aufblühenden Waffenliebe. Doch auch in dunkler, wühlender Furcht. Die Waffe konnte das Leben anderer beenden, auch das eigene. Das gelblich-transparente Waffenöl, mit dem ich Lauf und Magazin einstrich, gab diesem ambivalenten Gefühl den Geruch. Man vergisst ihn nie wieder. Aber es musste ja sein. Wer sich nicht wehrlos abknallen oder ins KZ stecken lassen wollte, musste sich vorbereiten. »Die politische Macht kommt aus den Gewehrläufen«, dozierte Mao. Und das erschien mir durch und durch plausibel, dem halbgaren, aufs falsche Gleis geratenen Moralisten. Beseelt von den höchsten Idealen der Menschheit. Doch im Nu abgestürzt von diesen Gipfeln.

Illegale wollten wir indes nicht werden, wir Politpubertären. Wir spürten, dass wir uns dem Sog in den Untergrund widersetzen mussten. Die Gewehre mussten eingehegt werden, zur Verfügung stehen, doch nicht zur Aktion drängen. Also besorgten wir uns Waffenbesitzkarten bei der Polizei. Das war ohne großen Umstand möglich. Man saß eine halbe Stunde auf einem Behördenflur, füllte einen Antrag aus – und erhielt die Karte, die zum Besitz des Gewehrs berechtigte. Das beruhigte das Gewissen, das sich noch nicht vollständig geschlagen geben mochte. Es gestaltete sie noch mit, diese prekäre Phase des revolutionären Bürokratismus, der staatlich geduldeten Vorbereitung zum Aufstand. Wenn die Deutschen einen Bahnhof stürmen wollen, kaufen sie sich eine Bahnsteigkarte, soll Lenin gesagt haben. Wenn sich Linksradike gegen den vermeintlich faschistischen Staat bewaffnen, beantragen sie bei der entsprechenden Behörde desselben eine Waffenbesitzkarte, hätte es analog heißen müssen. Für uns.

Die Gewehre schlummerten, eingehüllt in grüne Jagd-Futterale, in den Schränken der Wohngemeinschaft. Doch ihre Besitzer drängte es zum Ausprobieren, zur Schießübung. Wir wollten wissen, wie die Dinger wirkten, wie weit es die tödlichen Kugeln trug. Also fuhren wir an einem Sonntagvormittag im Herbst, das Wetter war trüb, feucht und kalt, aus Frankfurt hinaus, um irgendwo ein freies Feld zu suchen, weit abseits des nächsten Dorfes. Die Knarren lagen im Fußraum vor der Rückbank des Käfers. Wir hatten die im Futteral unverkennbaren Schießprügel ganz offen am Riemen über der Schulter aus dem Haus im Frankfurter Nordend

getragen, zum Auto. Wir haben doch nichts zu verbergen, wir haben Waffenbesitzkarten, wir fahren zum sonntäglichen Sportschießen.

Wir mussten eine Weile suchen, bis wir irgendwo im Hessischen ein abgeerntetes Feld in sanft gewellter Landschaft ausgemacht hatten. Ich ließ das Futteral im Auto zurück, ging voran und trug das Gewehr offen in der Rechten. Das Magazin schon geladen. Was suchten wir eigentlich genau? Einen markanten Stein? Einen Baum? Ein Tier? Wir hatten das im Ungefähren gelassen und damit auch die Frage unbeantwortet, welches Tier man überhaupt mit der Kugel statt mit Schrot jagen dürfe. Das hatte Folgen.

Ich stapfte unschlüssig über das gepflügte Feld, die Begleiter rechts und links zur Seite. Die schwere, nasse, schwarze Erde klebte an den Schuhen, Kälte kroch in die Jacke. Der Blick schweifte über die Fläche. Und blieb an einer Furche hängen. Da lag etwas. Geduckt, starr. Ein Hase. Die Ohren angelegt. Wäre er aufgesprungen und um sein Leben gerannt, die ungeübten Schützen hätten ihn gewiss verfehlt. Doch er blieb sitzen, wähnte sich unerkannt. Den nehmen wir. Ich war der Anführer, ich hob das Gewehr an die Schulter, zielte – die beiden anderen folgten – und drückte ab. Die Kugel traf den Hasen in den Leib.

Was nun folgte, kann ich nicht mehr vergessen. Der Hase schrie. Einen Schrei, wie ich ihn noch nie gehört hatte. Und danach nie wieder hörte. Hell und hoch. Wie ein verletztes Kind. Hockte aber immer noch in der Furche und schrie und schrie. Vermutlich konnte er nicht mehr fliehen. Und wir, die drei Jäger, wurden gepackt von Entsetzen. Welch Grauen erregender Schrei. Schier endlos. Ohne Atempause. Ganz hell, ganz hoch. Der Jagdimpuls erstickte in Panik. Schluss mit diesem Schrei! Hör auf! Wir schossen mehrfach. Zweimal, dreimal, viermal. Liefen schießend auf den Hasen zu. Standen vor ihm. Er schrie noch immer. Ganz hell, ganz hoch. Dem Leiden ein Ende zu bereiten, ging nur durch feigste Tat. Den Nahschuss. Der Hase sah den Schützen dabei an. Mich. Ich meinte, er blicke mir in die Augen. Und ich drückte noch mehrfach ab, bis der Schrei erstarb. Mitleid mit der Kreatur würgte mich. Ich schämte mich. Abgrundtief.

Wir liefen zum Auto zurück. Stracks. Schweigend. Flüchtend. Im Innersten erschüttert. Wenn das ein Mensch gewesen wäre? Wie schreien verwundete, angeschossene Menschen? Vermutlich nicht so kindlich hell

wie der Hase. Eher kehlig, dunkel, heiser. Doch nicht weniger grauerregend und peinigend für den Schützen. Nie wieder. Niemals wieder würde ich mit dieser Waffe losziehen, wann und gegen wen auch immer. Nun hatte ich erlebt, was ich bei der Gewissensprüfung für Kriegsdienstverweigerer abstrakt ins Feld geführt hatte. Nun wusste ich auch, warum mein Vater, der als junger Gefreiter aus dem Krieg zurückgekehrt war, danach nie wieder ein Gewehr anfassen wollte. Nicht mal an der Schießbude auf der Kirmes. Er war Scharfschütze gewesen, Jahre an der Ostfront, dann am Ende im Ruhrgebiet. Kampf um Häuser und Fabriken. Elfmal war er verwundet worden, tiefe Narben und Krater übersäten seinen Körper. Als er nach Hause kam und sich zum Hochzeitsfoto mit der Mutter stellte, war er dürr und bleich, wirkte ausgeblutet und halb verhungert. Wie hatte er geschrien, als er getroffen wurde? Elfmal. Von Kugeln und Granatsplittern.

Der Schrei des Hasen war die Wasserscheide meines Lebens. Die Gewaltfrage war geklärt. Ein für alle Mal. Ich kroch zurück auf mein ethisches Fundament. Ich nahm mich heraus aus dem militanten Linksradikalismus, auch wenn ich da noch eine Weile mitschwamm, unschlüssig, orientierungslos, zog eine Grenzlinie, riss mich am Ende geradezu los. Das bleibt zu erzählen. Das Gewehr stand fortan in der hintersten Ecke meines Kleiderschranks, verborgen von Mänteln und Sakkos. Nie mehr geputzt. Der Zweite von der Hasenjagd übrigens wurde später Pressesprecher der Deutschen Bundesbank, der Dritte Antiquar in Frankfurt. Auch sie hatten sich befreit, jeder auf seine Weise.

Hier muss ich ein Geständnis ablegen, eine Versuchung der Feigheit beichten. Die prägende, quälende Episode mit dem Hasen konnte und wollte ich zunächst nicht in Ich-Form erzählen, sondern in der dritten Person, aus großer Distanz also. Denn der, um den es da ging, ist mir im Nachhinein rätselhaft wie ein Fremder. Ich wollte ihn nicht mehr an mich heran- oder in mich hineinlassen. Nur unter Qual und Scham, bei angestrenzter Erinnerung der Zeitumstände, rückt er mir wieder nahe. Es hilft ja nichts, es gibt kein Entrinnen: Der war ich, der bin ich, der werde ich sein. Der mit der Waffe. Damals. Ich hatte verdrängt, wie so viele aus meiner Generation des Linksradikalismus. Sie beschweigen bis heute die Schreie in ihrer Erinnerung. Ich kann das nicht, ich will das nicht. Ich will rückhaltlos ehrlich sein. Verdrängen konnte und kann ich nicht für alle

Zeit. Der Verirrung muss ich mich stellen. Denn ich halte sie für zeittypisch. Es ist daraus zu lernen. Für mich. Für andere. Und für andere Zeiten.

Das Gewehr, das nun unbeachtet im Schrank stand, das sich aber nicht aus dem Gewissen fortstellen ließ, begleitete mich noch einige Jahre. Was tun damit? Wie beseitigt man eine Waffe? Irgendwo in einen Fluss oder See werfen? Ich habe das in Erwägung gezogen und schreckte doch davor zurück, weil mich der Gedanke lähmte, jemand könne das Gewehr finden, reinigen – und benutzen. Als das Haus, in dem ich inzwischen die einstige WG-Wohnung mit meiner Freundin teilte, 1975 bei der Aktion Winterreise, einer bundesweiten Razzia gegen den Terrorismus, durchsucht wurde – ich war als Journalist ein paar Tage bei BP in London –, wurde die Waffe im Kleiderschrank nicht entdeckt. Unbegreiflich. Das Mietshaus im Frankfurter Nordend wurde wegen Brigitte Heinrich durchsucht, die im Erdgeschoss lebte, Kontakte zum Terrorismus hatte und bei der Razzia festgenommen wurde. Später saß sie für die Grünen im Europaparlament. Auch andere Bewohner dieses Hauses waren bemerkenswert, ich komme darauf zurück.

Das Gewehr nahm ich später mit nach Bonn, Helmut Schmidt war Kanzler, dann nach Berlin. Dort stand – ein Relikt der Nachkriegszeit – nach alliierterem Recht noch die Todesstrafe auf illegalen Waffenbesitz. Erst in München, Strauß regierte Bayern, vernichtete ich die Waffe. Ich zerschlug sie auf dem Betonboden meines Kellers im ehemaligen Olympiadorf, wo 1972 Palästinenser die israelischen Sportler als Geiseln genommen hatten. In einem Haus auf der anderen Straßenseite, damals das Mannschaftsquartier der Israelis, waren wieder Juden in Deutschland ermordet worden. Exakt in jener Zeit, als ich mich in Frankfurt bewaffnet hatte. Der Gedanke machte die Waffe im Keller unerträglich. Ich drosch zunächst den Kolben ab, dann verbog ich den Lauf. Und warf die Reste in den Müllschlucker.

Das war zu Beginn meines fünften Lebens. In dem jetzt, am Übergang zum sechsten, ein Brief der Noch-CDU-Vorsitzenden Annegret Kramp-Karrenbauer neben mir auf dem Schreibtisch liegt. Sie wünscht mir »ein besinnliches Weihnachtsfest und Gottes Segen für das neue Jahr« 2021. Nichts könnte den Spannungsbogen dieses Lebens in sieben Jahrzehnten und zwei Jahrhunderten bildhafter beschreiben.



# Erstes Leben



# Entwurzelt

»Deckname: Andreas.« Die Formel wurde für mich zum Schlüssel für das Verständnis meiner Entwurzelung. Ich war vier Jahre alt, als »Deckname: Andreas« mein Leben zertrümmerte. Fortan fühlte ich mich heimatlos, gleichgültig, wo ich aktuell lebte. Achtzehnmal bin ich umgezogen. Da, wo ich geboren wurde und wo ich Heimat spürte, wurde ich fortgerissen: Bad Salzungen, Thüringen, DDR. »Deckname: Andreas«, darauf stieß ich erst nach der Wiedervereinigung beim Einblick in die Stasiakten meines Vaters. Ich war auf der Suche nach den Gründen, warum mir die DDR in den 70ern die Akkreditierung als Korrespondent der *Süddeutschen Zeitung* in Ost-Berlin verwehrt hatte. Meine eigene Stasiakte war verschwunden, rätselhaft. Während ich in den Akten von Kollegen vielfach vermerkt war. Zwei Erklärungen sind dafür denkbar. Beide gehen davon aus, dass auf westlicher Seite jemand an der verweigerten Akkreditierung beteiligt war. Entweder ging es um einen Agenten in meiner Nähe, dessen Enttarnung nach dem Untergang der DDR zu verhindern war. Ich komme darauf zurück. Oder Jörges für die *Süddeutsche Zeitung* in Ost-Berlin war eine zu verstörende Vorstellung, weil das Blatt für die Vermittlung der Ostpolitik sozialliberaler Regierungen nun mal eine entscheidende Rolle spielte. Der Kerl ließ sich aber nicht einspannen in regierungsfromme Seilschaften, er hatte sich bei Reuters den Ruf eines quirligen, unberechenbaren Einzelgängers erworben, der größten Wert auf Unabhängigkeit legte.

In den Hinterlassenschaften des Ministeriums für Staatssicherheit fanden sich indes nur meine Karte aus der Zentralkartei und einige Belege

für abgehörte Telefongespräche, die ich als Reuters-Korrespondent in West-Berlin aus dem Büro geführt hatte. In der Kartei war ich unter PID und PUT erfasst. Die Kürzel standen für Politisch-ideologische Diversion und Politische Untergrund-Tätigkeit. Im Westen hätte man das ungezähmten Journalismus und hartnäckige Recherche genannt. Auf der Registrierungskarte, auf Deutsch geführt und in kyrillischer Schrift für den sowjetischen KGB übersetzt, fand sich indes auch ein Verweis auf meinen toten Vater, inklusive Aktenzeichen. Lag die Ursache für die Ablehnung in seiner Person, seiner DDR-Vergangenheit, vor der Flucht in den Westen? Ich beantragte Akteneinsicht.

Als ich zum Lesen in die ehemalige Stasizentrale in der Ost-Berliner Normannenstraße kam, übergab mir die Sachbearbeiterin indes nicht nur eine Akte, sondern zwei. »Nehmen Sie erst mal Platz«, eröffnete sie mir. »Ihr Vater hatte eine Opfer- und eine Täter-Akte, wie wir das nennen. Er wurde von der Staatssicherheit verfolgt und bespitzelt, dann aber auch zur Mitarbeit erpresst.« Meinen Schock kann ich kaum beschreiben. Als ich gelesen hatte, packte mich auf der Rückfahrt nach Hamburg tiefe Verzweiflung. Hätte man die Stasiakten nicht besser vernichten sollen, restlos? Könnte man nicht besser leben, wenn man das alles nicht wüsste, was sie nun für alle Zeiten preisgaben?

Mein Vater, ein Stasispitzel. Erst später war ich dankbar für diese Enthüllung, über die ich mit ihm nicht mehr sprechen konnte. Denn sie zerstörte nicht nur seine Lebenslüge, die er mir als Begründung für die Entwurzelung der Familie und ihre Verpflanzung von Ost nach West erzählt hatte. Er sei 1945 aus dem amerikanischen Lazarett im Ruhrgebiet nach Bad Salzungen zurückgekehrt, als einfacher Gefreiter, nur mit dem Verwundetenabzeichen in Gold dekoriert, und in die SPD eingetreten. Als die mit der KPD vereinigt wurde, landete er in der SED. Und dort gerieten die Sozialdemokraten derart unter Druck, endete seine Erzählung, dass er schließlich keine andere Möglichkeit mehr gesehen habe, als in den Westen zu flüchten. So nachvollziehbar, so falsch.

Die Wahrheit, die mir nun die Akten erschlossen, sah anders aus. Meine Familie war, betrachtet man es in historischen Zusammenhängen, an der Nahtstelle zwischen Nationalsozialismus und Sozialismus zerrissen worden.

Der Riss verlief mitten hindurch. Mein Vater, der auf den Namen Johann-Friedrich getauft war und sich lieber Hans nennen ließ, stammte aus proletarischen Verhältnissen. Sein Vater war Bahnarbeiter und brachte es am Ende zum Oberrottenführer. Er verlegte mit seiner Kolonne Bahnschienen. Fotos aus der Zeit erinnern an Bilder jener abenteuerlichen Gestalten, die den Wilden Westen für Dampftrösler erschlossen. Nach allem, was mir später erzählt wurde, war das Milieu dieser Kleinfamilie in der Tat sozialdemokratisch. Man wohnte am Rande der Kurstadt Bad Salzungen, nicht weit von Eisenach, auf einer Anhöhe, in einer Siedlung von Wohnblocks, die um einen großen, grünen Innenhof mit vielen Bäumen und Sträuchern errichtet waren. Die Siedlung wurde Zehnt genannt, vor der Nazizeit offiziell Friedrich-Ebert-Hof, dann Adolf-Hitler-Hof und ab 1945 wieder Friedrich-Ebert-Hof. Auch meine Eltern nahmen nach ihrer Hochzeit eine Wohnung auf der Zehnt, meine Schwester und ich wurden dort geboren, sie zwei Jahre vor mir.

Den Mittelpunkt der Stadt bildete ein See mit einem weißen Kurhaus und großbürgerlichen Villen. Von der Zehnt aus gesehen jenseits des Sees, in der Innenstadt, fast am Marktplatz, lebten in bürgerlichem Ambiente meine Großeltern mütterlicherseits. Sie hatten drei Töchter. Wie auch schon sein deutschnationaler Vater war mein Großvater Oskar Lehrer, allerdings wandelte er sich zum Nazi und wurde offenbar – gesicherte Erkenntnisse habe ich nicht – zum höchsten SA-Offizier im Ort. Er kehrte als Hauptmann der Wehrmacht aus dem Krieg an der Ostfront nach Hause zurück. Als die Amerikaner – die erste Besatzungsmacht – abzogen und Thüringen den Russen überließen, wurde er verhaftet und kam zunächst ins ehemalige Konzentrationslager Buchenwald bei Weimar, das die Sowjets als Internierungslager weiter betrieben. Von dort aus wurde er schließlich nach Sibirien deportiert, wo er in einem Bleibergwerk an Lungenentzündung starb. Ein heimkehrender Mithäftling überbrachte meiner Großmutter die Todesnachricht. Ich habe Oskar Hirsch nie kennengelernt, habe ihn auch nur auf einem einzigen Foto gesehen, in Wehrmachtsuniform mit Mütze. Er war künstlerisch veranlagt und malte gut. Mehrere Stilleben sind erhalten geblieben, das von der halben Zitrone auf dem Teller besitzt heute eine meiner Töchter.

Der soziale, kulturelle und politische Bruch zwischen den beiden Familien meiner Eltern blieb mir als Kind nicht verborgen. Die Großeltern

hatten praktisch keinen Kontakt zueinander. Ich kenne kein Foto einer Familienfeier, auf dem sie miteinander abgelichtet worden wären. Jeder lebte in seinen Kreisen. Mein Vater erzählte später voller Häme, dass Oskar Hirsch lange herumgereist sei, um aus kirchlichen Taufbüchern und Aufzeichnungen von Standesämtern den Ariernachweis zu erbringen. Hirsch klang jüdisch, die Sache musste seiner SA-Karriere zuliebe geklärt werden.

Nachdem er von der Roten Armee verhaftet worden war, hatte sich seine Frau, meine Oma Toni, anfangs täglich auf der sowjetischen Kommandantur zu melden, die in einer herrschaftlichen Villa am See untergebracht war. Später brauchte sie nur noch einmal pro Woche vorzusprechen. In einem Zimmer ihrer Wohnung war ein junges sowjetisches Offiziersehepaar einquartiert. Das zersetzte alle Vorurteile gegenüber »den Russen«. Ich erinnere mich, dass wir eines Abends in der Wohnküche der Großmutter im großen Kreis um den Tisch saßen, bei Rührei, als sich die Tür öffnete, die beiden in Uniform hereintraten, höflich auf Deutsch grüßten, den Schlüssel vom Haken nahmen, sich verabschiedeten und in ihr Zimmer zurückzogen. Die Runde war beeindruckt und tauschte verblüffende Erfahrungen aus, die sie mit den beiden hatte. Sie sprachen perfekt Deutsch, waren in der hiesigen Kultur bewandert, spielten Geige und Klavier. So was! Ich machte meine eigenen Erfahrungen mit sowjetischen Soldaten. Wenn ich als Vier- oder Fünfjähriger mit einem Freund spielend am See unterwegs war und am Zaun der Kommandantur vorüber kam, beobachteten wir häufig Soldaten beim Basketballspielen im Garten und riefen ihnen ein paar russische Wörter zu, die wir auswendig gelernt hatten, ohne aber deren Bedeutung zu kennen. Das war nicht ohne Risiko, es müssen indes freundliche Begriffe gewesen sein, »Drushba« und »Mir« vielleicht, Freundschaft und Frieden. Denn die Soldaten kamen an den Zaun und schenkten uns Bonbons. Nicht nur amerikanische Soldaten haben also nach Kriegsende Süßigkeiten an deutsche Kinder verteilt.

Die Familie meiner Mutter war auch sozial tief gefallen. Ihr Haus wurde enteignet, ebenso der große Garten nebenan. Als meine Tante Lore bei einer Feier zum 1. Mai an der Tribüne der roten Partei- und Gewerkschaftsprominenz vorüberzog, rief ihr von oben die ehemalige Putzfrau der Eltern zu: »Jetzt sind wir dran!« Unterst zuoberst in der

jungen DDR. Ich fand diese Erzählung nicht schlecht, als ich sie zum ersten Mal hörte. Mutter und Tanten hin oder her.

Mein Vater, als Mitglied der SED, machte unterdessen Karriere. Er hatte die Reichsfinanzschule im österreichischen Feldkirch absolviert, bevor er 1941 zum Arbeitsdienst und danach zur Wehrmacht eingezogen wurde. Nach dem Krieg begann er bei den Finanzämtern in Eisenach und Bad Salzungen, besuchte 1948 die Kreisparteischule der SED, stieg als Referent in der Landesfinanzdirektion auf und schrieb für die Zeitschrift *Deutsche Finanzwirtschaft*. Das war mit einem ordentlichen Gehaltssprung von 432 auf 679 Mark verbunden, nicht schlecht für DDR-Verhältnisse. Alles schien in sicheren Bahnen zu verlaufen.

Da wurde er politisch vom Gleis gestoßen, völlig unerwartet. 1951, im Jahr meiner Geburt, schloss ihn die SED bei der ersten Parteisäuberung aus. Weil er mit meiner Mutter verheiratet war, die im Stalinismus schematisch als Tochter eines »Nazi- und Kriegsverbrechers« eingestuft wurde – ein klassischer Fall von Sippenhaft. Von diesem Schlag erholte er sich nie wieder. Das Leben aller, auch meines, geriet aus den Fugen. Wegen des Parteiausschlusses wurde mein Vater auch aus der staatlichen Finanzverwaltung entfernt und musste sich beim VEB Kraftverkehr Eisenach als Hauptbuchhalter verdingen. Der Volkseigene Betrieb lebte im Schatten der Wartburg vom Busverkehr.

Mein Vater verbitterte. Seine Opferakte bei der Stasi legt davon Zeugnis ab. Ein Spitzel im Betrieb denunzierte ihn. Der Verfemte rieb sich für den VEB auf, besorgte etwa auf eigene Faust und mit Westmark der Verwandtschaft Ersatzteile für einen Mercedes-Bus, ging dafür nachts illegal, doch mit Wissen der Staatssicherheit, über die Grenze und kehrte anderntags wieder zurück. Im hessischen Tann, wo er geboren war, hatte er noch Verwandte, und in der Nähe von Kassel lebte eine Schwester meiner Mutter mit ihrer Familie. Dort holte er Hilfe. Der Stasispitzel »Cäsar« aber ruinierte seinen Ruf. »Jörges wird im Allgemeinen für den größten Lumpen im Betrieb gehalten«, schrieb der etwa. »Er lästert im Beisein seiner Kollegen katastrophal über unser dztg. Regime.« Den früheren ersten Sekretär der Partei im Betrieb habe er einen »dreckigen Lump« genannt, einem Mann der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft gedroht: »Sie als Funktionär d. DSF werden, wenn es anders kommt, verkehrt aufgehängt.« Aus Ungarn, so kolportierte »Cäsar« weiter, würden

nach Ansicht meines Vaters absichtlich fehlerhafte Ikarus-Busse geliefert, da das DDR-Geld keinen Wert habe.

Mit einem Wort: Er wurde als »Gegner des Staates« denunziert. 1954, während der Fußballweltmeisterschaft, verteilte er ein Exemplar des westdeutschen Magazins *Kicker* unter den Kollegen. Vor der Volkskammerwahl im Oktober verkündete er laut »Cäsar«: »Die Ganoven haben diese Wahl schon für sich ausgearbeitet. Unter Ganoven sind die Regierungsmitglieder gemeint.« Die zuständigen Stasioffiziere bilanzierten jedenfalls im selben Jahr: »Jörges diskutiert negativ und verherrlicht den Westen.« Da war er erst einunddreißig. Und konnte nichts mehr werden. Nur noch in der Stasi.

Denn die legte 1954 den Gruppenvorgang Nordpol an, um die beiden wichtigsten Leute im VEB unter die Lupe zu nehmen, den Betriebsleiter und dessen rechte Hand. Im Betrieb arbeiteten 19 ehemalige Angehörige des Panzerregiments 2 aus Eisenach – eine auffällige Konzentration, die bei den Verschwörungsexperten sogleich den Verdacht der Spionage für den Westen nährte. Zumal einer der beiden Verdächtigen früher Kontakt zu einer Frau hatte, die 1952 wegen Militärspionage verurteilt worden war, 1954 wieder freikam und nun im Ruf stand, in Frankfurt am Main für die Organisation Gehlen, Vorläufer des Bundesnachrichtendienstes (BND), zu arbeiten. Dass sich die Panzerleute vielleicht deshalb in einem Fahrzeugbetrieb sammelten, weil sie sich mit schwerer Technik auskannten, spielte bei den Erwägungen keine Rolle. Mein Vater geriet ins Räderwerk des Gruppenvorgangs, weil er das Vertrauen der beiden Zielpersonen genoss und sie als Buchhalter aus der Nähe beobachten konnte. Und weil das so war, reifte bei der Staatssicherheit der Plan, ihn anzuwerben. Das indes ging nur unter Druck, denn er war zum Oppositionellen geworden.

Also wurden zwei Konspirationen ausgeheckt. Der erste Plan beginnt mit dem Satz: »Jörges erhält eine Einladung zum Staatssekretariat für Kraftverkehr, zwecks Rücksprache über die Rentabilität des Betriebs.« Eine getürkte Sache, aber ein echtes Gespräch in Berlin. Dafür sollte mein Vater Unterlagen des VEB mitnehmen – und in jener Zeit galt Vertrauliches aus der Logistik des Staates als potenzielles Geheimdienstfutter. Auf der Rückfahrt jedenfalls, so der Plan weiter, sollte mein Vater im Zug unter dem Verdacht verhaftet werden, die Dokumente in West-Berlin feindlichen Geheimdiensten gezeigt zu haben. »Die Beobachtung durch Abtlg. VIII

muss bis nach Erfurt erfolgen. Ein Mitarbeiter der Abtlg. XIII muß zugegen sein und zwar in Uniform der Transportpolizei, da geplant ist, den J. kurz vor Erfurt festzunehmen, weil bei der Kontrolle seines Gepäcks festgestellt wird, dass er in seiner Tasche Finanzunterlagen hat.« Und weiter: »Dem J. wird zur Last gelegt, dass er mit diesen Unterlagen evtl. in Westberlin war.« Ein abgefeimter Plan.

Man entschied sich dann aber für den direkteren, brutaleren Eingriff. Alle drei, die beiden Spitzenleute des VEB und mein Vater, wurden im März 1955 unter dem von der Stasi konstruierten Vorwurf verhaftet, rund 400.000 Mark aus dem Betrieb veruntreut zu haben. Ich war drei Jahre alt und habe zwei Erinnerungen an das Geschehen: Mein Vater war längere Zeit verschwunden und es gab in unserer Wohnung eine Hausdurchsuchung. Die beobachtete ich aus meinem Laufstall. Männer in langen, dunklen Ledermänteln und Schlapphüten stellten alles auf den Kopf, was mich in Angst und Schrecken versetzte. Meine Mutter erzählte mir sehr viel später, schon im Westen, ich hätte in die Hose gemacht und der strenge Geruch habe die Wühlarbeit der Besucher zu einem raschen Ende gebracht. In den Stasiakten ist zu lesen, sie hätten 44 Westmark und »faschistische Literatur« gefunden.

Die drei Verhafteten wurden unterdessen intensiv verhört. Einer der beiden anderen, so heißt es, habe Kontakte zum Ostbüro der FDP und zum NTS gehabt, einer antikommunistischen Widerstandsbewegung aus der Sowjetunion, die nach dem Krieg im westlichen Exil fortbestand. Mein Vater wurde freigelassen, weil sich die konstruierten Unterschlagungsvorwürfe bei einer Überprüfung der Bücher nicht bewahrheitet hatten. Die zweimonatige Haft hatte ihn indes zermürbt. Umgehend wurde er zum Gespräch einbestellt von einer Unterleutnantin der Staatssicherheit, die ihn wegen seiner kritischen Haltung im Betrieb zur Mitarbeit erpresste und fortan seine Führungsoffizierin war. Verweigere er sich, werde er seine Kinder acht Jahre nicht wiedersehen, drohte sie ihm. In der Opferakte heißt es dazu: »Jörges wurde nach seiner Entlassung auf Grund seiner im Betrieb geführten negativen Diskussionen im GV ›Nordpol‹ auf Druck angeworben.« Die Gelegenheit, einen Gedeemütigten wie ihn dauerhaft an den Haken zu nehmen, wollte man sich nicht entgehen lassen. Das zerstörte ihn vollends. Am 4. Mai 1955 verfasste mein Vater handschriftlich eine Verpflichtungserklärung – nach Diktat, wie die

Formulierungen vermuten lassen. Er sei bereit, »das Staatssekretariat für Staatssicherheit in der Erfüllung seiner Aufgaben zu unterstützen«. Ein eigenes Ministerium war die Stasi damals noch nicht, sie gehörte zum Innenministerium. Ich habe später als Journalist häufig und intensiv über die DDR-Staatssicherheit geschrieben, ich kannte Verpflichtungserklärungen. Als ich die meines toten Vaters las, war ich dennoch schockiert. Das ist keine Floskel. Er hatte mir nie auch nur eine Andeutung gemacht. Davon so wenig wie von seiner kurzen SED-Karriere, die mit Parteiausschluss endete. Er schämte sich. Er war ein Verlierer. Und er hatte sich erpressen lassen.

Es gibt also für mich zwei weiße Flecken in der Geschichte meiner Familie, einen aus dem Nationalsozialismus, den anderen aus dem Sozialismus. Ob meinem in Sibirien gestorbenen Großvater mehr vorzuwerfen war als nur die Offizierskarriere in der SA, weiß ich nicht. Als ich meine Mutter wiederholt und zunehmend drängend befragte, ob es Juden in Bad Salzungen gegeben habe und ob sie wisse, was mit denen geschehen sei, antwortete sie mir am Ende zögernd: Ja, es gab welche. Aber die waren eines Tages weg. Wie – weg? Das wisse sie nicht. Verschwunden. Und die Wohnungen? Da wohnten dann andere Leute. Das kann nicht alles gewesen sein, was sie wusste, erlebt oder gehört hatte. Ich habe selbst recherchiert, dass es in meiner Heimatstadt ein Außenlager des KZ Buchenwald gab. Der Bahnhof lag nicht außerhalb der Stadt, also müssen dort Häftlingstransporte angekommen und Häftlingskolonnen in gestreifter KZ-Kleidung und Holzpantinen unterwegs gewesen sein. Selbst wenn man das nicht persönlich beobachtet hatte, so wurde doch in der Stadt darüber geredet. Hatte mein zunächst nach Buchenwald gebrachter Opa Oskar damit zu tun? Und was hatte er im Krieg an der Ostfront getan? Eine Schwester meiner Mutter hat mir später versichert, er sei kein Kriegsverbrecher gewesen, nur Hauptmann der Wehrmacht und SA-Offizier, was allerdings für die stalinistische Säuberungspraxis nach dem Krieg ausreichen konnte. Beruhigt war ich ob der Beteuerungen der Tante aber keineswegs.

In der schriftlichen Begründung meines Antrags auf Kriegsdienstverweigerung schrieb ich später, ich sei »an der Wetterfront« der unterschiedlichen politischen Auffassungen von Vater und Mutter aufgewachsen. Mein Vater amüsierte sich darüber und machte Scherze über

meine Mutter. Das hätte er sich besser verkniffen. Meine Mutter hatte es in der Hand, die Mauer vor seiner eigenen Vergangenheit einzureißen. Dennoch bin ich heute voller Mitleid mit beiden, weil sie zu Opfern der deutschen Geschichte wurden, in unterschiedlichen Milieus, und weil ich die Umstände ihres persönlichen Scheiterns verstehe.

Mein Vater wurde laut Akte von »Gen. Ultn. Glaser«, Genossin Unterleutnant Elly Glaser, als »Geheimer Informator« geführt. »Linie, auf der die geworbene Person arbeitet: Spionage.« Der Mann, der nun »Andreas« hieß, wurde glänzend beurteilt. Von jener Stasioffizierin Glaser, die mit stark rechtsgeneigter Unterschrift zeichnete, und von Spitzel »Inge« unterstützt wurde. »Jörges ist eine gute Fachkraft, der sehr korrekt ist in seinen Abrechnungen. Er vertritt die Belange des volkseigenen Betriebes. Er ist sehr fleißig und scheut auch keine Überstunden. Politisch ist Jörges nicht einwandfrei, er ist in seinen Äußerungen negativ. Trotzdem ist er in seinem Charakter ehrlich und offen. Er führt ein gutes Familienleben und ist moralisch einwandfrei. Er ist bescheiden und trinkt nicht. Er raucht nur. Verschwiegen ist er ebenfalls.« Welcher Kontrast zu den Anschwärmungen aus »Cäsars« Feder!

»Andreas« sang nur ein Jahr. Unwesentliches, Klatsch aus dem Betrieb, soweit ich es beurteilen kann. Der Fall der beiden Spitzenleute war ja erledigt. Dann wurde er von Mitspitzel »Fritz« vor einer Kommission, die den Betrieb untersuchte, enttarnt – und er selbst dekonspirierte sich gegenüber Kollegen. Seine Doppelexistenz war unhaltbar geworden. Vielleicht wollte er mit dem Geständnis – oder war es eine Prahlerei? – selbst Schluss machen. Ich hätte ihn gerne danach gefragt.

Er flüchtete schon in der folgenden Nacht über die Grenze nach Hessen. Meine Schwester und ich wurden in dieser Nacht von der Mutter geweckt und ins Wohnzimmer geführt. Dort war heftig gezecht worden, die Luft war geschwängert von Zigarettenqualm. Mein Vater hatte, was ich damals nicht begriff, Abschied gefeiert von seinen besten Freunden. Und die verrieten ihn nicht, obwohl sie bei der Einladung gewusst haben müssen, worum es ging. Wir Kinder wurden aufgefordert, uns von unserem Vater zu verabschieden. Wir erfuhren nicht, warum. Gaben ihm ein Küsschen. Und gingen todmüde wieder zu Bett.

Am nächsten Morgen waren wir mit der Mutter allein. Der Vater war irgendwohin verschwunden. Wo er war, warum er gegangen war, wann und